

Zeitschrift: Die schweizerische Baukunst
Band: 5 (1913)
Heft: 2

Artikel: Der falsche Baurat von Utis
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-660360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der falsche Baurat

von Utis.

(Fortsetzung)

Auf der Fahndung nach dem falschen Baurat wurde irrtümlicherweise auch der richtige verhaftet und gleichfalls nach Rappelstein ins Gefängnis eingebracht. Im Honoratiorenzimmer, das für Delinquenten der gefährlicheren Art reserviert war, erkannten sich die beiden Arrestanten sofort als alte Jugendfreunde. Nach herzlicher Begrüßung kam der Baurat auf den Anlaß dieses erfreulichen Zusammenseins zurück:

„Nun aber sage mir, was machst du denn noch immer für abscheuliche Streiche? Ein Mensch in deinem Alter! Weißt du, daß die fernere Entwicklung der Sache keineswegs in meiner Hand liegt und daß sie sehr fatal für dich werden kann?“ „Eine jede gute Sache“, erwiderte Rudolf, „muß Märtyrer haben. Ich bin ein lediger Mann und habe eben Zeit; wer weiß auch, was für Spaß für mich dabei noch heraus springt. Aber nun sage mir Mensch, wovon bist du gefallen? Du hattest eine Künstler-Seele, leugne es nicht und nun Kunstbureaukrat, Baurat! Befreie dein Gewissen durch ein reumütiges Geständnis: Sage mir, wie hättest du in Eilertshausen heute verfügt, wenn ich dir nicht zuvor gekommen wäre, oder die braven Bauern dich nicht hieher vor das Antlitz deines bekümmerten Freundes geliefert hätten?“

Der Baurat. „Ich hätte nach dem Antrag des Landbaumeisters verfügt, und ich fürchte, ich werde so tun, sobald ich wieder aktionsfähig bin“.

Rudolf. „Ein verstocktes Gemüt“; aber ich beschwöre dich beim Styr, daß du mir sagest, ob du dich in der Tiefe deines Busens auch nur ein wenig darüber schämen wirst?

Der Baurat. „Die Wahrheit zu gestehen, seit ich die Kirche, wenn auch nur von weitem, gesehen, fürchte ich, daß die Erledigung der Sache mit einer gewissen unangenehmen Empfindung für mich immerhin verbunden sein wird.“

Rudolf. „Also doch nicht ganz gesunken. Aber bekenne, warum mußt du die Untat zulassen, wenn du Dich ihrer schämst?“

Der Baurat. „Siehst du, lieber Junge, nach idealen Prinzipien läßt sich einmal die Welt nicht manipulieren. Wer wie du auf einsamer Höhe der Betrachtung wohnt, der kennt begreiflicher Weise keine andere Methode; aber wen das Schicksal mitten in das tätige Leben gestellt hat, der hört bald auf zu fragen, was in jedem Falle das an sich Gute und Rechte sei, und läßt sich begnügen, das verhältnismäßig Gute und Rechte zu tun, das ihm die Konvenienz seiner Stellung gebietet und gestattet. Der dirigierende Beamte muß z. B. dafür sorgen, daß die Kräfte, auf deren Benutzung er

angewiesen ist, bei guter Laune erhalten werden. Der ausführende Unterbeamte will sich bewußt sein, an seinem Chef eine Stütze zu haben, sonst werden wir vergeblich Lust und Liebe bei der Arbeit, Energie bei der Ausführung des Unternommenen von ihm erwarten. Wir vermeiden es daher nach Möglichkeit, gegen seine Anträge zu entscheiden oder ihn in Konfliktsfällen im Stiche zu lassen. Neben dem rein sachlichen Gesichtspunkte kommt eben in allen Dingen das Interesse des Dienstes selbst in Frage.“

Rudolf. „Da mag denn ein Bauerndorf sich an einem unnötigen Kirchenbau verbluten und zum Besten eines Gründer-Consortiums Wege chauffieren; dabei gibt man gleichwohl vor, in einem Rechtsstaat zu leben.“

Der Baurat. „Nun, darüber können wir uns ja wohl im Vertrauen einigen: Der moderne Rechtsstaat besteht eben nur darin, daß das Volk durch die Wahl der Abgeordneten sich an der parlamentarischen Gesetzfabrikation beteiligt glaubt und dann deren Folgen trägt. Uebrigens hat die Gemeinde Eilertshausen einen großen Wald, der viel besser ausgenutzt werden könnte. Würde ein Teil davon niedergelegt und der Erlös zu Bauarbeiten verwendet, so käme Geld und damit Regsamkeit unter die Leute, und die Fabrik würde für diese zurückgebliebene Gegend der Ausgangspunkt eines ganz neuen wirtschaftlichen Lebens.“

Rudolf. „Das heißt, aus einem Bauernvolke, das nach altem Herkommen, im altehrwürdigen Bunde mit der Natur, harmlos hinlebt, ohne nach Lebensverfeinerung zu trachten, aber nicht ohne Achtung der idealen Güter, die seine hölzerne Kirche ihm einschließt, nicht ohne Würde des Sinnes, nicht ohne festes Holz des Charakters, würde dasjenige gemacht, wofür unsere stolze Sprache kein eigenes Wort hergibt, sondern aus dem französischen den Ausdruck Pöbel geborgt hat.“

Der Baurat. „Sagen wir doch Arbeiterbevölkerung, oder wenigstens Proletariat, mein Bester!“

Rudolf. Und was ist denn der Unterschied? Wenn Ihr einen wissenschaftlich klingenden Ausdruck für einen übelriechenden Begriff gefunden habt, dann ist er euch plötzlich desinfiziert und ihr geht behaglich mit ihm um, ohne euch die Nase zuzuhalten. Sage mir, was anders ist die Wirkung dieser gepriesenen wirtschaftlichen Entwicklung unseres Jahrhunderts mit ihrem Großbetrieb und ihrer Massenproduktion, als die Verpöbelung des Volkes? die Verpöbelung auch der Arbeit, weil sie den Stempel des Individuellen, d. h. des schaffenden Geistes verliert? und damit die Verpöbelung des Geschmacks? der Tod des instinktiven Kunstsinnes? Oder ist das Entwicklung des Kunstsinnes, wenn eure Städte sich mit cementenen Prachtfassaden überziehen, die von Hunderten zinkener Exemplare desselben Atlanten- und Karyatidenmodelles wimmeln?

Der Baurat. Ich könnte dir die Wirkung unserer wirtschaftlichen Entwicklung nach einigen anderen Seiten doch wohl etwas tröstlicher darstellen. Aber gesetzt, sie seien in allen Beziehungen wirklich nur vom Uebel, meinst du denn im Ernste, daß sie von unserem Wollen oder Nichtwollen irgendwie abhängig sei?

Rudolf. „Nein und aber Nein: denn Mammon war und ist der Fürst dieser Welt, und im Namen Mammons rutschen wir die schiefe Ebene hinunter, wir wollen oder wollen nicht. Aber wenn du nicht hemmen kannst, mußt du denn durchaus schieben helfen?“

Der Baurat. „Wenn ich nicht hülfe, so würde der Kraft, die uns zum Abgrunde treibt, doch nur ein kleiner Bruchteil abgehen und ich selbst würde von dem schiebenden Haufen nieder getreten oder doch mit Rippenstößen auf die Seite geschoben werden.“

Rudolf. Sehr wohl, und so denken unzählige, deren Kraft zusammengenommen sich hemmend gar wohl bemerklich machen würde; Leute, die unter vier Augen zugestehen, dies und jenes sei vom Uebel und es werde am Ende zu bösen Häusern gehen, die aber, wo es gilt Stellung zu nehmen, allemal die ihrige beim großen Haufen suchen. Lieber alter Freund, ich habe ein neues geschichtsphilosophisches Prinzip entdeckt und will es dir in dieser schönen Stunde, die uns das Schicksal schenkt, anvertrauen: Die Feigheit ist es eigentlich, die die Weltgeschichte macht.“

Der Baurat. „Ist mir nicht ganz neu, und ich gestehe, daß ich mir bewußt bin, die Prinzipien des weisen Sancho denen des mutigen Ritters aus der Mancha, mit denen ich dich behaftet sehe, vorzuziehen. Ich glaube damit alles Ernstes der bessere Philosoph zu sein. Ich kann es deiner Gelehrsamkeit überlassen, ob es Demokrit oder Heraklit oder ein dritter war, der den großen Ausspruch tat: panta rhei; aber der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Was gibt es also, wenn „alles fließt“, törichteres als irgend etwas im privaten oder öffentlichen Leben festhalten zu wollen? Heißt es nicht, sich an das seiner Natur nach Vergängliche anklammern? Es fließt, Freund, es fließt uns unter den Händen. Nichts ist unser als der Moment; ihm gilt es mit leidlicher Bewahrung eines guten Gewissens ihm Vorübergleiten seine Frucht zu rauben. Wie bald verschlingt der allgemeine Fluß uns selber, und da war, denke ich, der Weise der, der die kurze Spanne Zeit hindurch verstanden hat zu leben. Heißt nun das leben, wenn man sie nach Dingen verseufzt, die hinter uns bleiben müssen?“

Rudolf. „Du freust dich insgeheim auf die Zorneschale, die ich jetzt über deine cyrenäischen Grundsätze ausleeren werde. Aber Eines gefällt mir bei dem was du sagst, und in dem Einen wenigstens fühle ich mich dir nah.“

Der Baurat. „Und was wäre dies?“

Rudolf. „Daß du mir nicht vorschlägst, mein Glück ohne den Preis meines Lebens in der Arbeit und der Aufopferung für das große Ganze oder die Nation oder die Menschheit oder die Idee, wie du das Ding nun heißen magst, zu suchen; daß du mir nicht zumutest, wenn ich armes Individuum sterben muß oder wenn ich mir dem Tod vorstelle, mich damit zu trösten, daß die Gattung lebt. Da ist ja wohl, sofern ihr nicht dem modernen Buddhismus huldigt, eure modische Jugendphilosophie, die auf der Voraussetzung einer unbegrenzten Dauer und Perfektibilität des Menschengeschlechtes auf diesen Planeten, so zu sagen einer Ewigkeit des Fortschrittes beruht. Sonderbare Schwärmer, die sich über ihr eigenes armseliges Eintagsleben damit trösten können, daß es ewig oder wenigstens noch sehr lange solche Eintagsfliegen geben werde, und über die Unzulänglichkeit der Welt, die sie umgibt damit, daß ihre Nachfolger hoffentlich in einer besseren leben werden! die eher alles persönliche Ungemach und das Scheitern alles ihres besten Strebens und Hoffens hinnehmen, als sich das Scheulerder ihres Optimismus ent schlagen! Nun, wer eine moralische Pferdenatur hat, für den passen auch Scheulerder. Ich, das glanze mir, ich wäre längst wahnsinnig geworden, wenn ich den Glauben an die Menschheit zu meinem Trost erkoren hätte. Was wir auf Erden zusammen leben, was sich geschichtlich unter uns gestaltet, wie großartig es dünke, es gehört der Zeit, es fließt und zerfließt. Das Beste was wir zu tun und zu schaffen meinen, alles fließt mit nach dem großen stillen Ozean, in dem alles Gewordene zuletzt wieder untertauchen muß. Wie könnte es trösten für das gelebt zu haben, was irgend einmal doch nur eine Welle im allgemeinen Strom gewesen sein wird? Ich soll und will ja an diesen Dingen teil nehmen und mich mit ihnen plagen, gelegentlich auch mich ihrer freuen: aber innerlich frei muß ich von ihnen sein, wenn ich überhaupt wahrhaft sein, wenn ich im Wesen statt im Scheine wohnen will. Denn es gibt nur Eines, dadurch ich mit dem wahren Wesen zusammenhänge, nur Eines, das mir wirklich bleibt und dessen ich ganz gewiß bin, das ist der göttliche Funke in meiner Seele, die freie vernünftige Gott erkennende Persönlichkeit: und darum rede mir niemand ein, ich sei für die Welt da. Sie vielmehr ist für mich da, sie zwingt mich zu lieben und zu hassen, zu handeln und zu dulden, und jede Uebung meiner Kräfte, die ich ihr verdanke, führt Nahrung herbei zum Wachstum jenes wunderbaren Dinges in mir, das ich bald zu sein, bald nur zu haben glaube, das ich vergessen kann und das mich plötzlich mit neuer Kraft wieder mahnt. Und dieses Ding ist das eigentlich wirkliche in der Welt und in Wahrheit ihr Zweck: denn es wächst, indes sie fließt und zerfließt, von den Stoffen, die sie ihm zuführt, genährt, in die Ewigkeit empor

und wird in allem Wachstum sich selbst nur immer gleicher; und es ist frei von den Dingen, obwohl es durch sie wächst, denn es gedeiht durch Darben und Leiden noch besser als durch Fülle und Freude, und wenn es allein noch da wäre unter lauter Tod und Fäulnis, unter Nacht und Graus, auf dem Schutt und Moder einer ausgelebten Welt, es könnte alles dessen entbehren, an das Menschen je ihr Herz gehängt haben, so lang es sich selbst hätte . . .“

„Es lebe der Biedermann, der das panta rhei erfunden und uns vom Glauben an die Dinge außer uns befreit hat. Venasche du denn immerhin mit gutem Appetit die Bäume, an denen dich der Strom vorbeitreibt — ich wünsche dir nie in einen Gallapfel zu beißen — und fühle dich frei, indem du vom Spender deiner Freuden, dem Moment, nicht mehr verlangst, als daß er vergehe, und bejahe damit im Grunde meinen Glauben, ohne daß du es willst und weißt. Sieh einmal, da guckt uns ein alter Freund von mir die ganze Weile durch dieses vergitterte Oberlicht unverwandt zu. Begegnet es dir wohl, daß du in hellen Nächten stundenlang die lieben Sterne aufsteigen und sinken siehst? ich glaube schwerlich. Es tuns nicht viele Leute, denn man muß sie bei ihren altmodischen Namen rufen können,

um Freude daran zu haben. Da ist ein unwandelbares stilles Kommen und Gehen, ein Aufstrahlen im Osten und Erbleichen im Dunst des westlichen Horizontes: aber der ersteht unverwandt heute wie gestern und morgen an seinem Orte. Darum habe ich eine besondere Andacht zu ihm, und es durchschauert mich, wenn ich mich umkehre und sehe ihn noch immer stehen wo er stand. Durch ihn, kommt es mir vor, schaue die Ewigkeit in dies Leben des Umschwunges herein; so oft mein Auge an ihm hängt, wird es mir unmittelbar gewiß, daß es eine Welt der Ideen gibt, die die eigentlich wirkliche ist; und darum frage ich nach dem an sich Guten und Rechten, und will nach ihm fragen, wie kunterbunt es um mich zugeht. Siehst du, darum fasse ich es nicht und schüttele mich bei dem Gedanken, daß du aus dem sogenannten Interesse deines Dienstes dem Landbau-meister Recht gibst, wenn er das an sich Schlechte und Falsche will, das du als schlecht und falsch erkennst.“

Der Baurat. „Erlaube mir zu bemerken, daß es denn doch alle nüchternen Leute für etwas dem Fanatismus ähnliches erkennen werden, wie du soeben das was ästhetisch recht und falsch ist, mit dem ethisch Rechten und Falschen ohne weiteres gleich setzt.“

(Fortsetzung folgt).

Literatur.

Schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk 1912.

Verlegt bei Wilhelm Stöck & Co., Biel 1913. Fr. 10. — Es gilt nichtmehr, diese schöne Publikation einzuführen: Sie hat bereits ihre ersten Erfolge hinter sich, hat in kurzer Zeit zahlreiche Käufer zu Kunden gewonnen und wird in künftigen Jahren sich an einen eigenen, wachsenden Kreis wenden dürfen. Und dies wird dem Buch und seiner Liebhabergemeinde gleichsam zugute kommen; denn wenn auch das Buch in diesem ersten Jahr schon mehr ist als ein Versuch, so wird es doch in seiner weiteren Entwicklung, getragen durch vielfache Sympathie, an Physiognomie, an Selbstsicherheit, an Zielbewußtheit gewinnen und die Leser an diesem Gewinn teilhaben lassen. Wir sagen Leser und meinen ebensosehr die Beschauer, an die das Jahrbuch sich ganz besonders wendet, diejenigen, die an Eigenem Freude und stille Anteilnahme hegen im Anblick von Werken bildender Kunst, alle diejenigen, die von Reichtums wegen berufen sind, materielle Werte in kulturelle Güter umzusetzen, und endlich jene andern, die, als Gewerbetreibende aller Zweige, die künstlerisch dekorativen Kräfte unseres Landes zu ihrem eigenen Vorteil in vermehrtem Maße in Anspruch nehmen sollten.

So ungefähr bezeichnet die Vorrede die Schichten des Volkes, an die das Schweizerische Jahrbuch für Kunst und Handwerk sich wendet und die es zu sammeln begehrt.

Seinen Zweck zu erfüllen hat es sich sorgfältig gerüstet. Auf hundert Seiten bringt es neben kurzen, gediegenen Aufsätzen von Hermann Röthlisberger, Albert Baur und E. A. Loosli 140 technisch einwandfreie Illustrationen, 90 Reproduktionen der bildenden Kunst, 50 aus dem Gebiet der Architektur und des Kunstgewerbes. Ueber die Auswahl der Bilder zu streiten, hätte keinen Sinn: Das Jahrbuch bringt seiner Bestimmung nach nichts abschließendes, auch will es nicht die Ausbeute eines Jahres vermitteln, sondern von der Fülle einen Teil, kommenden Jahren weitere Gaben vorbehalten. In Text und Illustration steht Ferdinand Hodler obenan, jedoch ohne auf andere Schatten zu werfen. Die wiedergegebenen Studien wecken das Verlangen nach dem

von Bümpliz erwarteten Hodler-Buch (Bümpliz und die Welt sind nicht mehr zu trennen!) und seinem reichen Bildmaterial. Loosli bringt einleuchtende Vorschläge zur Neugestaltung des schweizerischen Kunst-Ausstellungswesens. Seine radikalen Postulate auf Abschaffung von Salon und Turnus wird man gelten lassen müssen, solange gegen seine eigenen Vorschläge, die auf die Veranstaltung homogener Separatausstellungen abzielen, keine gewichtigen Argumente vorgebracht werden können. Da Loosli reformierend in den jetzigen Ausstellungsbetrieb eingreifen möchte, so wären wir seinem Aufsatz eigentlich lieber an anderer Stelle begegnet als in diesem Jahrbuch, das sich darauf beschränken sollte, gute Kunst durch sich selbst und verständnisvolle Mittler reden zu lassen.

Sehr eindrucksvoll hat es Albert Baur verstanden, an einem konkreten Beispiel die Forderungen unserer Zeit in bezug auf den Bau und die Ausstattung des bürgerlichen Wohnhauses abzu-leiten. Die Art, wie er das von Otto Ingold erbaute Wohn- und Atelierhaus von Emil Cardinaur in Muri nach seiner äußern und innern Anlage und in der Ausstattung der Räume bespricht, gewinnt für den Leser den Wert einer unter kundiger Führung gewonnenen Orientierung. Daraus ergibt sich eine Sicherheit des Gefühls, die sich einigermaßen selbstständig mit den buntschiedigen Erscheinungen des neuzeitlichen Wohnungsbaues auseinanderzusetzen vermag. Knapper und nutzbringender hätte der Verfasser der reichillustrierten Studie seine Aufgabe nicht lösen können. Wir wissen, daß Emil Cardinaur dem Architekten beim Bau seines Wohnhauses freie Hand gelassen hat. Was eine solche Freiheit bedeutete, wußte Cardinaur als Künstler ebenso gut wie sein Baumeister, wissen alle diejenigen, die schon an verkrüppelten Aufträgen gelitten haben.

Wir empfehlen das Jahrbuch, in dessen Erfolg Verleger, Schriftleitung und Druckerei (Wenteli A.-G.) sich teilen dürfen und dessen reichen Inhalt wir durch Hervorhebung einiger weniger Namen andeuten wollten, aufs beste. Ganz besonders ist uns aufgefallen, daß es neben soliden Qualitäten jenes schwer zu definierende Etwas in Format und Ausstattung besitzt, das uns ein bestimmtes Buch gerne schauen und zur Hand nehmen läßt.

Kleine Mängel, wie die etwas krause Pagination und die an einzelnen Stellen unklaren Legenden, werden sich in Zukunft leicht heben lassen.

Th.